LE STYLO 2024/25

CONCOURS D'ECRITURE DU LFA

SCHREIBWETTBEWERB DES DFG

GEWINNERTEXTE
TEXTES GAGNANTS

GEWINNERIN UNTERSTUFE

JOHANNA KÖLSCH (6b), DER AUSSERGEWÖHNLICHE GARTEN

GAGNANTE 4e/3e

CLEO RAMPON (4II), UN HEROS DISCRET

GEWINNERIN OBERSTUFE

AURELIA AYEN-HUTT (2L2), DIE LEHRERIN IM SPIEGEL

PRIX SPECIAL DU JURY

DAHLIA DAN (TSBC1), MIROIR I

Johanna Kölsch, Der außergewöhnliche Garten

Am Rande einer kleinen Stadt stand ein uriges Häuschen, zu dem auch ein riesengroßer Garten gehörte. Der Garten schimmerte in allen Farben des Regenbogens: indigoblau, helllila, dunkelorange, purpurrot, aber auch in vielen Grüntönen. Hier wuchsen buschige Hortensien, prächtige Orchideen, duftende Rosen, wilde Narzissen, meterhohe Sonnenblumen, winzige Primeln, leuchtender Goldregen, stolze Lupinen und im Wind schaukelnde Schafgarbe. Am Rande des Gartens stand mal hier ein Feigenbaum, dort ein Granatapfelbusch oder auch ein wohlriechender Lorbeerstrauch. Das alles wuchs scheinbar wild, war jedoch vor etlichen Jahren liebevoll von der alten Frau Fingerhut angelegt worden. In der Mitte des Gartens gab es auch eine knorrige Linde, die ihren Schatten auf ein wenig Salbei warf. Hier war Jardi zu Hause.

Der Kobold, der schon sein ganzes Leben in Frau Fingerhuts Garten gelebt hatte, war etwa 10 Zentimeter groß und kobaltblau. Er hatte eine Knollennase und große Augen. Seine Haare waren pastellgrün und standen in alle Richtungen ab. Jardis Beine waren kurz, doch er konnte sehr schnell rennen. Nachts liebte er es, die Sterne zu betrachten, während er langsam auf den weichen Salbeiblättern einschlief. Jardi konnte mit Pflanzen und Tieren sprechen; er mochte es, anderen zuzuhören, war selbst aber eher still.

An einem angenehm warmen Frühsommertag sauste Jardi durch den Garten auf der Suche nach Fleur. Bei ihr zu Hause unter dem Goldregen hatte er sie nicht angetroffen. Sie war seine beste Freundin, doch im Gegensatz zu Jardi konnte sie, wenn sie einmal angefangen hatte zu reden, gar nicht mehr aufhören.

Er fand sie schließlich bei der großen Sonnenblume, wo sie gerade mit einem Regenwurm stritt: „Ihr Regenwürmer seid immer nur in der Dunkelheit. Deswegen seid ihr so griesgrämig!“ „Und ihr Kobolde redet den ganzen Tag nur Blödsinn ...“, erwiderte der Regenwurm, als Jardi auftauchte. „Oh, hallo Jardi! Fleur, nimm dir mal ein Beispiel an ihm. Jardi ist nett! Mir wird es jetzt zu heiß.“ Und mit diesen Worten grub sich der Regenwurm in die Erde ein.

„O Mann“, sagte Fleur. „Dieser Regenwurm geht mir langsam echt auf den Geist. Ich wollte ihn doch nur vollqua... – äh, mit ihm reden...“ Sie war dunkelpink und hatte strohblondes Haar, das ihr ebenfalls in alle Richtungen abstand. Ihr Zuhause war unter dem leuchtenden Goldregen.

„Was wolltest du eigentlich von mir?“, fragte Fleur. „Ich wollte dich fragen, ob du zusammen mit mir die Vogelbabys besuchen kommst“, meinte Jardi. „Ach so, na klar!“ Und schon war Fleur davon gerauscht. Als sie zusammen durch den Garten sausten, redete Fleur ununterbrochen: „Also diese Regenwürmer haben heutzutage keinen Respekt mehr und außerdem ...“ – Jardi unterbrach sie: „Wir sind da!“ Nun standen sie vor einer schlanken, hohen Birke. „Haaalloooo, ihr da oben! Seid ihr zu Hause?“ „Ja!“ zwitscherte es von ob zurück und ein klitzekleines Köpfchen guckte über den Rand des Nestes, als gerade die Vogelmutter herbeiflog. „Hallo Jardi, hallo Fleur! Das trifft sich ja gut“, begrüßte sie die beiden Kobolde. „Ich muss euch unbedingt etwas zeigen – kommt mal hoch!“

Rasch kraxelte die zwei die Birke hinauf. Oben angekommen, fragte Jardi: „Was wolltest du uns denn zeigen?“ „Dort, das Haus der verstorbenen Frau Fingerhut“, erwiderte die Vogelmutter. „Ich bin da zufällig dran vorbeigeflogen, da höre ich, dass die neuen Besitzer den Garten zerstören wollen!“ „Waaaaas!?!“, schrien Fleur und Jardi wie aus einem Munde. Die Vogelmutter bestätigte: „Ja. Stattdessen sollen hier überall Kieselsteine hin mit einem einzelnen japanischen Zierstrauch in der Mitte.“ „Und wo sollen wir dann leben?“, fragte Fleur entsetzt. „Genau das ist das Problem“, erwiderte Jardi. „Komm, Fleur, wir müssen sofort los!“ Aus dem Nest piepste es: „Aber was wollt ihr denn machen?“ „Die Gartenbewohner warnen“, rief Jardi beim Hinunterklettern. „Viel Glück!“, rief die gefiederte Familie hinterher.

Unten wieder angekommen, wollte Fleur wissen: „Und wo wollen wir anfangen?“ „Bei mir zu Hause“, meinte Jardi. „In meiner Linde wohnen die Wildbienen – dort beginnen wir.“ Die beiden flitzten, was das Zeug hielt und schnell hatten sie ihr Ziel erreicht. Sie riefen die erste Biene, der sie begegneten, zu sich: „Hallo Biene, warte mal!“ „Oh, zwei Kobolde“, summte sie zurück: „Das ist ja nett, was gibt es denn?“

„Hör mal zu...“, begannen die beiden und erzählten die ganze Geschichte.

Die Biene war am Boden zerstört „Aber... aber wo sollen wir denn dann hin, wenn es hier keine Blüten mehr gibt?“ Jardi konnte sie nur halbwegs beruhigen: „Das wissen wir auch nicht. Jedenfalls noch nicht.“ „Jetzt müssen wir erstmal weiter; bis bald!“, entschuldigte sich Fleur im Davonlaufen.

Rasch hatte sich die Nachricht im ganzen Garten wie ein Lauffeuer verbreitet. Alle waren erschüttert, aber niemand hatte eine Lösung für das Problem, als schon die ersten Arbeiter neben Frau Fingerhuts Häuschen auftauchten. Plötzlich hatte Jardi einen Geistesblitz: „Fragen wir die alte Hainbuchenhecke um Rat. Vielleicht hat sie

eine Idee...?“ Aber Fleur widersprach: „Die alte Griesgrämin? Die sagt uns doch im Leben nichts!“ „Einen Versuch ist es wert. Komm, beeilen wir uns“, überzeugte Jardi sie und schon rannten sie los.

Die Hecke trennte den außergewöhnlichen Garten von einem kleinen Bauernhof in der Nachbarschaft. Mürrisch hörte sie sich an, was die beiden Kobolde zu erzählen hatten. „Es ist doch eh schon zu spät“, murmelte sie. „Nicht, wenn wir uns beeilen! Du hast doch sicher irgendeine Idee?“, flehte Fleur sie an. „Naja“, murrte die alte Gartengrenze in ihren Hainbuchenblätterbart: „Vielleicht kann uns Quampert helfen, der Hund da drüben auf dem Bauernhof.“ Dankbar rasten die beiden los und waren schon bald am Holzhäuschen des großen, furchteinflößenden Hofhundes angekommen. Hinter seinem stattlichen Aussehen steckte aber ein herzensguter Bernhardiner. Als er von dem Problem hörte, war er sofort Feuer und Flamme und schmiedete einen Plan, den er Jardi und Fleur ins Ohr flüsterte. Während die beiden in ihren Garten zurückliefen, spurtete der Hund los. Verabredet hatten sie sich an der großen Linde, wo sie sich in 15 Minuten treffen wollten. Das war auch bitter nötig, denn die Arbeiter waren schon zur Stelle und hatten Astscheren und Motorsägen mitgebracht. Gerade, als einer der Männer die Säge starten wollte, um dem schönen Lindenbaum den tödlichen Schnitt zu versetzen, hörte man Hundegebell immer näherkommen. Dutzende Pfoten trommelten auf die Gartenerde, sodass die beiden Kobolde, die sich in Jardis Salbei versteckt hielten, sich wie bei einem Erdbeben vorkamen.

Quampert hatte in Windeseile acht seiner Freude zusammengetrommelt. Einer größer als der andere, rannten sie kläffend auf die Arbeiter zu. Ängstlich ließen die Arbeiter ihre Werkzeuge fallen und wussten nicht, wie ihnen geschah. Panisch schrien sie um Hilfe, um vor den vermeintlichen Bestien gerettet zu werden. Die Hunde aber hatten gar nicht vor, den Menschen etwas anzutun, sie wollten sie nur in die Flucht schlagen. Bald gelang es ihnen auch, die Gartenverwüster zum Rückzug zu bewegen. Gehetzt griffen sie ihr Werkzeug und liefen zum alten Häuschen und ihren Autos.

Die erste Schlacht war somit gewonnen. Doch in die Freude, die Jardi und Fleur mit allen Tieren und Pflanzen des außergewöhnlichen Gartens und der Hundebande teilten, mischte sich bei Jardi schon eine Vorahnung. „Das ist noch nicht das Ende unseres Kampfes um unser Zuhause. Ich fürchte, wir haben noch nicht gewonnen“, dachte er sich.

Cléo Rampon, Un heros discret

Les bips incessants des machines de l'hôpital me provoquent un mal de tête insoutenable. Les soignants s'affairent autour de moi dans un ballet silencieux. J'aimerais quitter cet endroit que je déteste mais je reste forte, car je suis ici pour une personne qui m'est très chère. Accompagnée de ma mère, nous attendons patiemment dans le couloir.

Puis, un médecin arrive:

> « Vous pouvez me suivre, je vais vous conduire à sa chambre. Je dois vous dire que M. Rouveyrol ne peut plus ni parler ni bouger. Il est dans un état de semi-conscience. Ne soyez pas trop brusque et parlez-lui doucement. »

Nous acquiesçons toutes les deux. Elle nous conduit jusqu'à une porte indiquant le nombre 26.

> « Voici la chambre où nous avons installé votre père » dit le docteur à ma mère d'un ton posé, « les horaires de visite pour la famille sont de 9H30 à 17H. Si vous avez besoin de quoi que ce soit, un bouton d'appel est accroché au lit. Sur ce, je vous laisse. »

Elle ouvre la porte et nous laisse seules plantées à l'entrée de la chambre. La pièce est dotée d'une petite fenêtre située en face de la porte. Elle est petite et seulement meublée d'une commode, d'une table à manger et d'un lit sur lequel est allongé mon grand-père. Le revoir me donne les larmes aux yeux. Pépé est éveillé, il ne semble pas m'avoir vue, ses mains esquissent des gestes lents et précis.

> « Il reproduit les gestes de l'époque où il travaillait », souffle ma mère, qui s'était approchée à son tour.

Je l'observe un moment puis le secoue doucement, une main sur le bras.

> « Bonjour Pépé » dis-je en chuchotant, « pépé, c'est moi Estelle. Ta petite fille. »

Il ne s'arrête pas mais je continue.

> « Tu sais, la dernière fois qu'on s'est vu je te présentais ma fille Laly. Tu l'avais prise sur tes genoux, tu te souviens ? »

Il s'arrête enfin mais ne redresse pas la tête vers moi. Cela m'encourage à continuer.

« Laly est venue elle aussi, mais Nicolas la garde en bas. Ils viendront te voir plus tard si tu veux. Elle est encore petite, les infirmières m'ont déconseillé de la faire

rentrer dans cette aile de l'hôpital. Quand elle sera plus grande…elle te rendra visite. »

Je m'arrête car je sais bien qu'ils ne se rêveront jamais. Un sanglot étreint ma gorge. Mais pépé ne m'écoute plus, il reprend ses gestes d'abord lents puis de plus en plus vigoureux. Les larmes me montent aux yeux mais ma mère pose une main réconfortante sur mon épaule. Je me tais et observe ma mère en train d'essayer d'interagir avec lui. Le temps passe et il ne réagit pas beaucoup, seulement quelque fois où il lève la tête, comme pour regarder quelque chose qui se passe derrière nous. Au bout d'un moment, ma mère m'annonce qu'elle rentre et je m'apprête à faire de même, quand je me ravise,

« Vas-y ! dis-je précipitamment, j'aimerais passer encore un peu de temps avec lui. Dis à Nicolas d'y aller aussi, je rentrerais en bus. »

Elle acquiesce et sort de la pièce.

Je secoue de nouveau doucement mon grand-père :

« Pépé ? J'aimerais te raconter une petite histoire si tu veux bien. Le médecin a dit que ta mémoire n'est plus ce qu'elle était. Je pense que tu ne t'en souviens pas mais l'histoire que je vais te raconter je la tiens de toi, elle se passe dans ta jeunesse. »

Il s'arrête un moment comme si j'avais réussi à me faire entendre, comme si j'avais percé la bulle dans laquelle sa conscience était enfermée.

« Tu étais orphelin et tu avais été placé chez ton oncle, à Fauconnières. Est-ce que tu te souviens qu' au début de la guerre avec ton frère, ton cousin et ton oncle, vous aviez caché cette voiture, un très beau modèle ? Vous craigniez qu'elle ne soit réquisitionnée par les occupants alors vous l'aviez enfoui sous un immense monticule de foin dans la grange et à la toute fin de la guerre, quand vous avez senti qu'il n'y avait plus rien à craindre, vous avez décidé de la récupérer. »

Il parait maintenant calme et même s'il ne me regarde pas, je vois dans ces yeux qu'il écoute.

« Vous avez donc décidé d'aller récupérer cette voiture. Mais une fois arrivé à la grange vous avez senti quelque chose d'inhabituel n'est-ce pas ? Vous aviez ce sentiment, que quelque chose allait se produire. Armés de courage, vous avez pénétré dans la grange et vous avez mis au jour la voiture recouverte de paille. Puis

là, posé sur la paille, il y avait un petit nid d'oiseau. Je ne sais plus exactement quel type d'oiseau c'était. »

Pépé se met à bouger et je devine qu'il veut me dire quelque chose. Alors je me penche sur son lit. Je crois qu'il essaye de mimer quelque chose mais je n'arrive pas à décrypter les signes qu'il crée avec ses mains.

« Je suis désolée pépé, je ne comprends pas ce que tu essayes de me dire…. dis-je tout bas d'un ton triste. »

Alors, quelque chose auquel je ne m'attendais pas se produit. Il ouvre la bouche et arrive à sortir quelques sons :

« Hi…, il reprend son souffle péniblement mais continue, ron…, il halète de plus en plus, d-del… »

Puis je comprends :

« Les oiseaux pépé, c'est ce que tu essayes de me dire ? C'étaient des hirondelles c'est ça ? »

Cette interaction me fait monter les larmes aux yeux, il m'écoute et il comprend ce que je lui dis. Je lui raconte donc la suite de l'histoire.

« Vous avez donc découvert ce nid d'hirondelles et vous l'avez simplement déplacé. Il n'aurait pas dû être à portée de main. C'est juste après que vous avez entendu un bruit sourd. Il venait du fond de la grange. Ton oncle a saisi le marteau qui se trouvait là et vous vous êtes dirigés vers l'endroit d'où provenait le bruit. Vous n'avez vu que du foin et de la paille. Mais pour en avoir le cœur net et sur vos gardes vous vous êtes rapprochés du tas de paille. Soudain, un homme a surgi, il leva les deux mains en l'air en signe de paix et formula quelques mots que vous n'avez pas compris. Je n'imagine pas à quel point tu as dû avoir peur en voyant cet inconnu dans la grange, d'autant plus lorsque vous vous êtes rendus compte que l'homme était un soldat allemand. Malgré tout ce que la vision de cet homme vous rappelait de peur et de douleur vous avez compris qu'il ne présentait aucun danger. Il ne possédait aucune arme et était terriblement maigre. Il semblait ne pas avoir mangé depuis des jours et il tenait à peine debout. Vous auriez pu vous venger, le dénoncer à la police et faire arrêter ce déserteur. Pourtant qu'avez-vous fait ? Vous l'avez recueilli, nourri, caché, soigné et logé comme un ami, comme un parent, comme un proche. Vous avez su voir la faiblesse et le besoin chez l'ennemi, oubliant cette guerre vous avez vu en lui un homme qui avait besoin d'aide. Un

homme. Seulement un homme et c'est ce qu'il était. Puis après la capitulation allemande il a pu rentrer chez lui, auprès de sa famille. »

Je suis émue en repensant à cette histoire qu'il m'avait raconté lorsque je lui ai annoncé que je m'installerai en Alsace, pour lui, garçon de ferme et chaudronnier de la Drôme, c'était un peu comme si j'allais vivre en Allemagne. Il ne parlait pas beaucoup pépé et je n'osais pas lui poser de questions, je ne sais pas vraiment pourquoi d'ailleurs.

Il s'est endormi, j'hésite à le réveiller mais j'ai déjà beaucoup parlé et le laisse se reposer. Je dépose donc un baiser sur son front et juste avant de partir j'aperçois une petite hirondelle sur le rebord de la fenêtre.

La semaine suivante, j'apprends la triste nouvelle. Mon pépé n'est plus. Je suis effondrée, et je culpabilise de ne pas avoir partagé plus avec lui, de ne pas avoir insisté davantage pour qu'il me raconte l'histoire de sa vie. Mais une partie de moi est soulagée d'avoir pu lui raconter à nouveau son histoire, l'histoire d'un héros de l'ombre. Car je sais qu'il m'a entendu. À l'enterrement, quelle ne fut pas ma surprise de voir une petite hirondelle se poser sur le cercueil puis repartir en une fraction de seconde. Plus tard lorsque je rentre chez moi, je cherche la signification de l'hirondelle. J'en arrive à cette conclusion : l'hirondelle est un symbole d'amour, de famille, de fidélité, de foyer et de loyauté. C'est une belle illustration de ton histoire, pépé.

Remerciements

Le thème de l'héroïsme est si vaste. J'ai beaucoup réfléchi et, eu beaucoup d'idées ; des héros du quotidien comme les pompiers, les policiers, les médecins…Mais finalement ne sommes-nous pas tous le héros de quelqu'un ? Il suffit pour moi de tendre la main. Si l'histoire de mon aïeul est parvenue jusqu'à moi c'est parce que c'est l'histoire d'un héros. J'ai choisi de narrer ce récit par la bouche de *ma maman*, mais c'est *ma tante* lors d'une sortie au mémorial de Vassieux en Vercors qui m'a d'abord raconté cette histoire. L'histoire d'un héros discret, mais un héros tout de même. Je remercie ma tante et ma mère et, pépé je te dédie cette nouvelle.

Aurelia Ayen-Hutt, Die Lehrerin im Spiegel

Das Lehrerzimmer war schon fast leer. Der Sekundenzeiger tickte. Ein Blick auf die Uhr sagte mir, dass noch vier Minuten blieben, bis der Unterricht anfing. Und doch schob ich es auf.

Ich liebte es, Lehrerin zu sein, auch wenn ich die gesamte Schülerschaft hasste. Zuerst war da die Idee - denn Ideen sind so etwas herrlich Losgelöstes - Kindern und Jugendlichen meine Leidenschaft weiterzugeben und sie damit für das Leben zu rüsten. Dann war da die Freude, die es bereitete, Hefte zu korrigieren, in den Dialog mit so vielen jüngeren Menschen zu treten und damit Alltägliches aus dem Blick der Jugend betrachten zu können und, zugegeben, manchmal macht es auch einfach Spaß, am längeren Hebel zu sitzen und es die Schüler spüren zu lassen.

Und dann war da noch sie. In der ersten Stunde hatte ich mich über ihr fuchsig feuerrotes Haar gewundert, das fließend über ihre Schultern fiel. In der zweiten Stunde hatte sie mich erstaunt. In der dritten Stunde hatte sie mich erschreckt, denn es gibt nun einmal Dinge, die nicht aus dem Munde einer Schülerin kommen dürfen. In der vierten und fünften Stunde hatte ich freudig mit ihr diskutiert und mein Glück kaum fassen können. Deshalb stellte ich die Kommunikation zu ihr in der sechsten Stunde ein und giftete höchstens ein oder zwei Male eine harsche Zurechtweisung. Und nach der siebten Stunde konnte ich es nicht mehr leugnen.

Noch zwei Minuten. Das Unvermeidliche ließ sich nicht mehr länger aufschieben und so schulterte ich die Tasche voller rotgefärbter Hefte und machte mich auf den Weg.

Einige Schüler grüßten mich, als sie mich kommen sahen. Es war ein verhaltenes, höflich-distanziertes Grüßen, nicht das überschwänglich-freudige, das einige wenige glückliche Kollegen vor dem Klassenzimmer tagtäglich erwartete. Auch sie grüßte, scheu war es. Ich strafte sie mit einem vernichtenden Blick. Eine kleine Welle der Kränkung wanderte durch den Flur und ich zuckte kaum merklich zusammen, als diese mich traf. Merklich nur für sie und ihr Blick weilte einen Augenblick zu lange auf mir, als ich die Klasse in das Klassenzimmer hereinwinkte.

Der Unterricht verlief normal. Mein „Guten Morgen!“ wurde verschnarcht erwidert, nach zwei Minuten maßregelte ich einen Schüler, der seine Hefte nicht herausgeholt hatte, ich ließ die Tafel putzen und beschwerte mich über verantwortungslose Fünftklässler (denn wer sonst könnte das Tafelputzen vergessen?) und Schüler ohne Hausaufgaben. Prompt meldeten sich zwei und beichteten.

Welcher Lehrer würde sich nicht eine solche Schülerin wünschen? Eine, die in klaren Sätzen spricht und nach einer Antwort mit der Stimme heruntergeht. Eine, deren Hausaufgaben trotz Anfertigung im Bus (der Schrift nach) den Kern der Sache besser trafen als die mancher anderer?

Und wer könnte sie nicht lieben. Die Art, wie die linke Augenbraue anfängt, leicht zu hüpfen, wenn sie sich mal wieder ob der Dummheit ihrer Klassenkameraden das Lachen verkneifen muss. Der Grad der Beharrlichkeit, mit der sie darauf besteht, auf einem Gedanken, der um drei Ecken und faszinierend ist, aus Freude am Denken immer weiter herumzureiten. Ich wiegle sie dann ab.

Nun saßen alle an ihren Aufgaben. Die Zeit war knapp bemessen, es durfte keine Minute verloren werden. Niemand konnte es sich leisten, aufzublicken, niemand blickte auf. Ich erlaubte mir, sie anzusehen, wenn auch nur eine Minute, wie ich mir einredete. Was machte das schon, eine Minute? Die Zeit verstrich, ich merkte es nicht.

Unvermittelt hob sie den Kopf. Ihre Augen trafen die meinen. Es durchzuckte mich und wieder schien sie das Unmerkliche bemerkt zu haben. Flucht nach vorn!

„Du hast keine Zeit zu verlieren, widme dich deinem Aufsatz!“ Nach diesen geraunzten Worten pressten sich meine Lippen zusammen, als wollten sie sich auf ewig verschließen.

„Mein Aufsatz ist bereits vollendet“, erwiderte sie, „ich sehe keine Notwendigkeit, noch darin herumzugruschteln.“

Meine Gedanken wollten in dem Satz schwelgen. Das „bereits“ statt eines simplen „schon“, die leicht arrogante Betonung des „mein“, dazu die absolut klingende Wendung „keine Notwendigkeit sehen“ und schließlich, das Sahnehäubchen, das i-Tüpfelchen, das „herumgruschteln“, das ich mir auf der Zunge zergehenließ. Es schmeckte nach rustikalem Brot.

Zwei Sekunden waren verstrichen, ihr Blick begann, unsicher zu flackern. Ob des abschließenden Wortes, das herrlich alltäglich und bildlich klang, tat ich pikiert und setzte es mit entsprechender Betonung in meine Antwort ein.

„Ein „Herumgruschteln“ lohnt sich öfter, als du meinen könntest. Und nun – “, ich ruckte mit dem Kinn, „ – dein Aufsatz wartet. Höre auf zu stören und halte nicht länger das Arbeiten deiner Klassenkameraden auf.“ Meine Mundmuskulatur verkrampfte sich.

Kurz darauf klingelte die Glocke und läutete mit der vertrauten Tonfolge die Pause ein. Sie begann, ihre Materialien einzusammeln (denn sie war die, die damit nicht vor Ende der Stunde begann) und ging – nachdem sie sich vergewissert hatte, dass alles verstaut war – gemessenen Schrittes zur Tür. Diese schlug zu und kurz darauf war ich allein im Raum. Wieder einmal hatte ich eineinhalb Stunden mit ihr überstanden. Wieder einmal hatte ich eineinhalb Stunden mit ihr verloren.

Und wieder einmal breitete sich die tiefe Traurigkeit in mir aus, die nur aus tiefer Liebe rühren kann. Wieso ich? Wieso sie? Diese Fragen konnte ich auf zweierlei Weise beantworten, auch wenn ich nicht darüber nachdenken wollte. Zum einen liebte ich sie auf geistiger Ebene, die nur wenigen begreiflich ist. In den wenigen Malen, in denen ich mich auf das gemeinsame Spinnen von Gedanken eingelassen hatte, hatte ich in dem Elan und dem Enthusiasmus eine tiefe Verbundenheit gespürt. Doch ich muss mir eingestehen, dass es eine einseitige Verbundenheit ist. Nein, sein muss. Der zweite Grund, und dieser ist noch unbequemer, denn er hat etwas Rationales an sich, das nicht zu meinem seit Langem zugeschütteten romantischen Bild der Liebe passt: Sie ist ich. Ich bin sie. Ich sehe mich so sehr in ihr gespiegelt, dass es mich anfangs blendete. Die geistige Verbundenheit - beruht sie einfach nur auf einer geistigen Ähnlichkeit? Einfach nur ein paar Neuronen und Synapsen an ähnlichen Stellen?

Doch eines ist es, in dem sich die Spiegelverkehrtheit ausdrückt: Anders als ich ist sie jung und ihr Leben ist noch nicht zur einen Hälfte gelebt und zu anderen hoffnungslos. Ihr Herz glüht vor Erwartung und schlägt fordernd gegen ihre Rippen auf der Suche nach morgen.

NEIN, sagt die laute Stimme der Vernunft, es ist unmöglich. Das Wort hallt in meinem Kopf wider und bildet tausend Echos. Unmöglich, unmöglich, unmöglich, unmöglich, unmöglich. Es ist unmöglich. Wieder einmal schlage ich mir die Gedanken aus dem Kopf. Es ist schmerzhaft.

Da klopft es.

Dahlia Dan, Miroir 1

Je les entends encore. Je les entendrai toujours. Les défauts, toute une liste qui fait surface, m'envahissent à tel point que je ne trouve plus le souffle.

Je cherche alors une bouée, mais je me noie dans cette tempête. Une nouvelle vague fait surface et m'emporte avec elle. Je m'éloigne de la terre et essaie de reprendre mon souffle, mais ne le trouve pas. Mes pieds se perdent dans les eaux infernales. Cependant, une petite lueur brille faiblement au loin et me fait signe. Un-deux, un-deux. Et cela continue. Je continue. Un-deux, un-deux, au rythme de mon souffle. Je retrouve petit à petit le bord et les nuages commencent à se dissiper. Je retrouve mon souffle.

Un éclat de soleil brille sur mes yeux. Ce brun châtain hérité de mes parents est la seule chose qui me reste supportable. Chevauchés de mèches rebelles d'un brun foncé, ils se dessinent en forme d'amande. Ils surmontent 3 gros boudins qui forme une réplique du fameux de Cyrano de Bergerac. Avant que j'en vienne à ma bouche, ma mère me sort de cette transe :

« Arrête de te pavaner ! On doit t'amener chez l'orthodontiste. »

Comme si ce carnage n'était pas suffisant et qu'il fallait en rajouter… ça me permettra seulement de trouver une excuse pour ne plus sourire.

Peut-être qu'il faudrait casser ce miroir. Je me vois parfaitement dans les moindres détails. Je n'aime pas mon reflet. Je ne m'aime pas.

Je les entends encore. Je les entends toujours. J'enfonce mon poing d'un coup dans le miroir. L'image reflété se brouille dans un rouge pourpre. Le miroir se brise en mille morceaux et laisse place au néant. Je ne me vois plus, et, une larme se frayant un chemin sur mon visage, je souris. J'emballe vite ma main blessée dans un mouchoir. Mes phalanges me picotent un peu, le blanc du mouchoir devient petit à petit rouge. Je dirai à ma mère que c'était un accident. Cela s'est déjà reproduit auparavant, le miroir que je viens de casser était le cinquième de l'année. Je ne veux pas que maman s'énerve, elle ne comprendrait pas. Elle m'expliquerait pour la enième fois que je suis d'une beauté naturelle, qu'il n'y a rien à changer à mon visage. Eh, maman, c'est justement ça le problème ! Je ne peux rien y changer. Je resterai toujours comme ça. Alors, autant briser les possibilités de se voir. Peut être qu'ainsi, j'oublierai à quoi je ressemble. Et je pourrai enfin être heureux.